



---

# Das Idyll

Das Freilichtmuseum Ballenberg konserviert seit 1978 Heimat. Wie geht das? Und wie soll man das heute noch vermarkten?

*Text Barbara Klingbacher  
Fotos Roberto Ceccarelli*

**T**oni Jakober steht hoch über Hofstetten und schraubt einen Bach auf. «Siebzehneinhalb Umdrehungen», sagt er, dann fliesse das Wasser wieder zügig durch den Ballenberg. Jakober, ein gelernter Spengler, ist seit mehr als einem Vierteljahrhundert zuständig für Betrieb und Infrastruktur im Schweizer Freilichtmuseum. Man könnte auch sagen: Er sorgt dafür, dass die Wirklichkeit nicht zu stark in die Fiktion einbricht. An diesem Morgen Ende Oktober ist er auf Pikett. Er holt Brot aus der Backstube (erbaut in Detligen BE, 18. Jahrhundert), liefert Milch in die Alpkäserei (Kandersteg BE, 1780), leert Abfallkübel, räumt Äste von den Wegen, ermahnt einen Mitarbeiter, der verbottenerweise mit dem Privatauto aufs Gelände gefahren ist. Vor allem aber wird Jakober angefunkelt, sobald auf dem 66 Hektar grossen Gebiet etwas Unerwartetes geschieht. Manchmal fährt er dann jemanden zum Arzt, der sich den Kopf an einem tiefen Türrahmen gestossen hat. Manchmal rettet er Senioren, die erschöpft im abgelegenen Tessin sitzen und die Strecke zum Ausgang nicht mehr schaffen. Manchmal organisiert er die Suche nach einem im Wallis entlaufenen Kind.

Heute kommt der erste Hilferuf aus dem Östlichen Mittelland. Dort ist der Bach so gut wie versiegt. Das passiert oft im Herbst. Jakober, der an einen Tom Cruise vor dem Ruhestand erinnert, steuert das Auto aus dem Museum hinaus, hinauf in den Wald. Bei der Wasserfassung des Eistlenbach steigt er auf den Rechen und befreit ihn vom Laub. Dann dreht er die Wasserzufuhr weiter auf, die den Bach im Ballenberg speist. Natürlicherweise fliesst dort nämlich nichts. Weil die Museumsplaner aber einen Bach für das Wasserrad der Säge (Rafz ZH, 1841) brauchten, leitet man einen Teil des Wasser in einen Teich in der Ostschweiz um. Von dort rauscht das künstliche Gewässer durch einen Kanal, treibt Säge, Knochen- und Leinsamenstampfe an, plätschert 103 malerische Meter an thurgauischen und zürcherischen Riegelhäusern vorbei und verschwindet wieder im Boden; das Wasser fliesst später in den natürlichen Bachlauf zurück. Im Vergleich zum Antrieb der Getreidemühlen im Wallis (Törbel und Naters, 18./19. Jahrhundert) ist dieses System geradezu authentisch: Dort treibt das immergleiche Wasser die Mühlräder an; es wird stets von neuem hochgepumpt.

Aber am Ballenberg war nichts je authentisch; der Ort war von Beginn weg als Inszenierung geplant. Als Modellschweiz, in der die bäuerliche Bauweise und Kultur bewahrt werden sollten, von der man befürchtete, sie werde bald verschwinden.

Die Idee von künstlichen Dörfern reicht ins 18. Jahrhundert zurück, als die ländliche Idylle bei Adel und Bürgertum in Mode kam und Aristokraten sich malerische Bauernweiler in Schlossgärten bauen liessen. In der Schweiz plante das Bernische Historische Museum in den 1880ern ein mittelalterliches Städtchen mit einem Dutzend Häusern, im Zürcher Landesmuseum dachte man zwei Jahrzehnte später darüber nach, ländliche Holzbauten in der Platzspitz-Anlage aufzustellen. Aus beidem wurde nichts. Pro Campagna, die «schweizerische Organisation zur Pflege ländlicher



Das Wohnhaus Sachseln (Obwalden, um 1600) ist ein typisches Innerschweizer Bauernhaus.



Hühner der  
englischen Rasse  
Orpington vor dem  
Haus Villnachern  
(Aargau, um 1635).

Bau- und Wohnkultur», setzte sich dann ab den 1920ern für ein Museum aus verschiedenen Bauernhaustypen ein, ebenso vergeblich.

Die Geschichte des Ballenbergs beginnt im Winter 1963 mit dem Aufeinandertreffen zweier Männer, die bei der Eröffnung 15 Jahre später verfeindet sein würden: Gustav Ritschard und Max Gschwend. Ritschard, ein Architekt und Bergmaler aus Interlaken, war von der Idee besessen: Mitte der 1940er-Jahre entwickelte er mit dem «Verein für das Oberland-Hus» die Vision eines Museumsdorfes, das anfangs aus nur einem Haus bestand, in den 1950ern dachte er sich Dörfer auf verschiedenen Allmenden aus; umgesetzt wurde keins. Erst als sich eine Gruppe Briener Anfang der 1960er der Erhaltung des ältesten Dorfteils Änderdorf verschreibt, nimmt die Idee Fahrt auf: «Miis Schwyzerdeerfli» wird das Projekt heissen.

Unabhängig von Ritschard unternahm Max Gschwend seit den 1950ern politische Vorstösse für ein schweizerisches Museumsdorf. In der Zeitschrift «Heimatschutz» forderte der Basler Geograf und Bauernhausforscher ein «wissenschaftlich konzipiertes Freilichtmuseum zur Bewahrung bedrohter Bausubstanz». Ritschard liest den Artikel, ruft Gschwend an und lädt ihn zu einem Treffen ein. Der vorwärtsdrängende, pragmatische Ritschard und der akkurate Wissenschaftler Gschwend werden zum Lennon/McCartney-Gespann der Museumsdorfbewegung.

Wenige Monate nach dem Treffen erscheint ein erster Prospekt: Das unverdorbenes Änderdorf bildet den Grundstock, dazu listet Gschwend ein wissenschaftliches «Minimalprogramm» auf, das angegliedert werden müsse: 55 Bauten, nach Landesteilen gruppiert. 24 davon sollen zum Zeitpunkt der Eröffnung bereits stehen, darunter ein Fachwerkhaus aus dem östlichen Mittelland, ein Emmentaler Speicher, ein Tessiner Massivbau mit Loggia und ein Massivständerbau mit Zisterne aus dem Jura.

Als eine Studienkommission auf Anregung von Bundesrat Tschudi prüft, ob und wo man ein Freilichtmuseum schaffen könnte, erwächst den Brienern Konkurrenz: Luzern, der Gurten, das Emmental und Obwalden möchten ebenfalls Standort sein. Ritschard die Briener Intendanten lassen das Änderdorf bald fallen. Die Häuser sind bewohnt, das Gelände zu steil und zu klein. Auf dem Ballenberg aber, vier Kilometer östlich, gibt es günstiges Land und Schweizer Topografie in miniature: Ebenen fürs Mittelland, Hügel für die Zentralschweiz, Hänge fürs Wallis, ausserdem Wälder und Erhebungen, die verhindern, dass man von Genf ins Tessin heruntersieht. Die Kosten für den Aufbau schätzt man auf 16 Millionen Franken; kurz nach der Eröffnung soll das Museum selbsttragend sein.

Als das Projekt sich durchsetzt, steht das erste Gebäude bereits auf dem Ballenberg. Gschwend war einige Jahre zuvor ein Tagelöhnerhaus angeboten worden. Er konnte nicht widerstehen – obwohl unklar

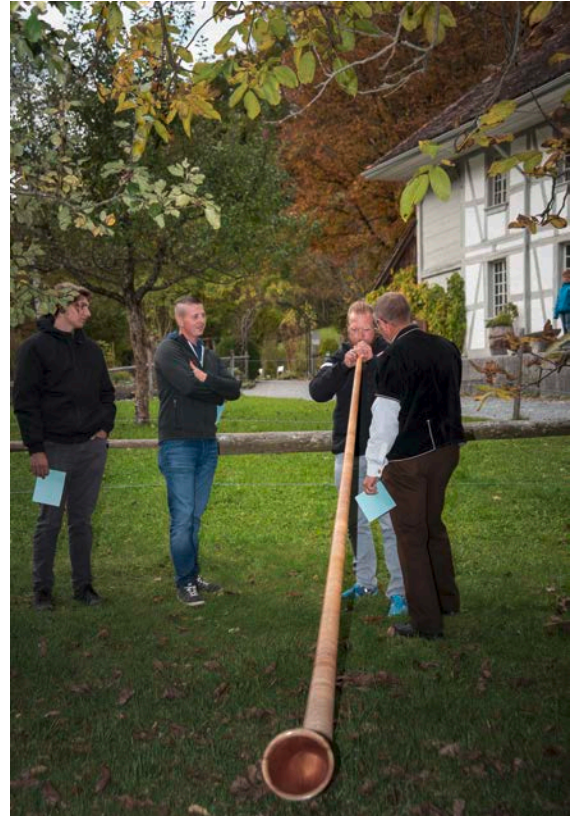
war, ob es je ein Freilichtmuseum geben würde. Wie alle Gebäude auf dem Ballenberg hatte man das Tagelöhnerhaus Stein für Stein, Balken für Balken abgebaut, ins Haslital transportiert und wieder aufgebaut.

An manche Langzeitfolgen, die das Verpflanzen von Heimatli haben kann, dachte damals niemand. Auch Gebäude haben eine Heimat, und das hiesige Klima blieb manchen fremd. Auf einer Alp, wo die Luft trocken ist, hält ein Ziegeldach gut 50 Jahre, neben dem feuchten Wald des Ballenbergs vermoost es schon nach 15. Ein Haus aus dem Tessin leidet unter der Schneelast des Berner Oberlands. Und während unsere Vorfahren beim Bau eines Hofes überlegten, woher der Wind wehte und welches die Wetterseite sein würde, legte man beim Versetzen vor allem Wert auf harmonische Häuserlandschaften. Es ist ein Paradox: Viele der Höfe, die der Ballenberg für kommende Generationen bewahrt, werden hier rascher alt.

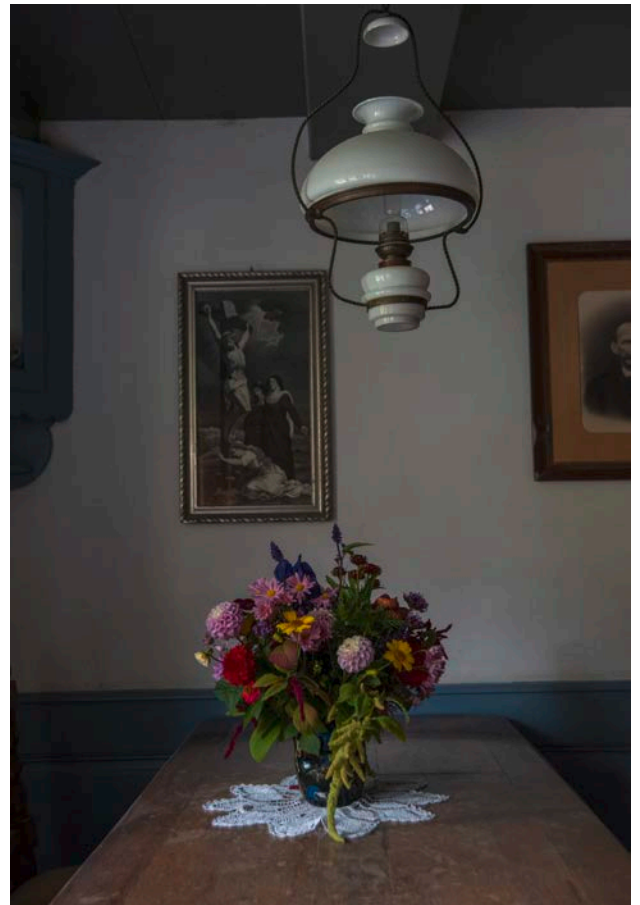
Kathrin Köchli malt von einem Blatt Papier Buchstaben in Kurrentschrift auf die Wandtafel ab. Hier, im oberen Stock des Waschhaus Rüslikon (Zürich, ab 1750) sassen einst Buben an den Pulten. Die Mädchen durften von der Bank an der Wand aus zuhören, während sie strickten. Köchli hat die Kurrentschrift geübt, um das Schulzimmer historisch in Ordnung zu bringen. Die Gäste kritzeln gern lustige Sprüche auf die Tafel, und manchmal putzt auch jemand alles weg. Der Ballenberg soll ein nahbares Museum sein, kaum ein Exponat steht hinter Glas. Trotzdem verschwindet selten etwas, im Gegenteil: Manchmal stehen in einem Raum sogar mehr Gegenstände als vorgesehen. Weil Leute ihre unnütz gewordenen, aber lieb gewonnenen Messer, Tassen, Bücher hier aussetzen.

Die Rentnerin ist eine von 119 Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern, die saisonal angestellt sind; auch sie ist schon über 25 Jahre mit dabei. Wie sich ihr Job seither verändert hat, lässt sich am Einzugsbereich ablesen: Früher sass Köchli in einem Haus, um es wohnlich zu machen und Fragen zu beantworten. Heute ist sie für das Gebiet Nord zuständig, das vom Bären im Berner Mittelland bis nach Wattwil reicht – also für mehr als ein Dutzend Gebäude und alle Wege und Plätze dazwischen. Zeit, um eine Stube zu vergemütlichen, bleibt ihr kaum. Köchli schliesst Häuser auf, dreht Brunnen an, heizt Kachelöfen ein, zieht Uhren auf, gibt Auskunft, staubt ab und hilft seit 2018 auch noch den Foxtrailern, die den nächsten Posten suchen.

Nicht alle waren begeistert, dass eine professionelle Schnitzeljagd durchs Museum führt. Doch sie lockte 7171 zusätzliche Gäste an, gleich im ersten Jahr. Das ist wichtig. Vor allem für die nächste Generation ist ein Ballenberg-Besuch alles andere als selbstverständlich ist. Für die Schulreise bleiben viele Klassen aus Kostengründen im eigenen Kanton, und im Kampf um die Freizeit junger Menschen tritt das Freilichtmuseum gegen Games, Netflix und günstige Städtrips an.



Samuel Studer, der Leiter Sammlung und Ausstellung, in einem von sieben Depots (oben links). Mitmachstation hinter dem Bauernhaus Madiswil (oben rechts). Toni Jakober dreht den Bach durch den Ballenberg auf (unten links). Bauernstube im Haus Ostermundigen (unten rechts).



Ein Freiburgerfohlen geht an die Besitzer zurück (oben links). Blumen in Stube (oben rechts). Beim Einwintern wird jedes Objekt etikettiert (unten links). Blick von der «Westschweiz» aufs «Berner Mittelland» (unten rechts)

Worauf Köchli immer wieder angesprochen wird: Warum sie keine Tracht trage, sondern nur eine «Ballenberg»-Weste über Alltagskleidern. «Die Tracht, die Tracht», sagt Köchli. Nicht nur Gäste fragen danach, auch im Verwaltungsgebäude kommt das Thema immer mal wieder auf. Dabei ist die Entscheidung gegen historische Trachten wissenschaftlich begründet: Man will keine «Living history» und kein «Re-Enactment», bei dem Vergangenheit nachgespielt und vorgegaukelt wird. Der Ballenberg ist eine Kulisse ohne Schauspieler, allenfalls ein Brechtsches Theaterstück: Das Publikum soll Geschichte erfahren und erleben, aber nicht eintauchen in eine idealisierte Illusion.

Soviel zur musealen Theorie. Köchli ist aus einem anderen Grund froh, dass sie keine Tracht anhaben muss. Saisonangestellte verdienen nicht fürstlich und Putzarbeiten machen schmutzig; niemand würde Köchli die Zeit bezahlen, die sie brauchte, um jeden Morgen in einer sauberen Tracht zu erscheinen.

Ein Museumsdorf sei ein «Theaterdorf», eine «Folkloreschau», ein «Nostalgiepark», warf man Gustav Ritschard und Max Gschwend immer wieder vor. Sogar Denkmalpflege und Heimatschutz waren lange gegen ein Freilichtmuseum. Man befürchtete, es sei ein Freibrief, um historische Bauten abzureissen. Und wenn man Hausformen aus verschiedenen Gegenden auf einem einzigen Gelände versammle, entstünde ein Zerrbild. Ein Bauernhaus lebe nur, wenn es benutzt werde, meinte ein Kritiker: «Im Freilichtmuseum wäre es wie ein Leichnam im Glaskasten.»

Im Mai 1978 wird der Ballenberg mit 16 Gebäuden und viel Trara eröffnet; in den ersten Saisons strömt fast eine Million Menschen herbeiströmen. Gustav Ritschard und Max Gschwend aber sind damals längst zerstritten. Seine schwierigste Aufgabe sei gewesen, die beiden Initianten bei der Eröffnung auf ein Bild zu bringen, erzählte später ein Fotograf. Der Konflikt habe mit den unterschiedlichen Charakteren der beiden zu tun gehabt, sagt Ritschards Sohn. Urs Ritschard hat dieses Jahr eine Chronik herausgegeben, um an das Wirken seines Vaters – und weiterer Menschen – auf dem Ballenberg zu erinnern. In dieser Chronik findet sich auch ein Brief von 1967, in dem Gustav Ritschard klagt, Gschwend spreche nur über «sein» Projekt, «seine» Pläne, obwohl er – und viele andere – mindestens ebenso grossen Einsatz geleistet hätten. Das Zerwürfnis der beiden wird bestehen bleiben und Ritschard, obwohl er sich ein Leben lang für den Ballenberg engagiert, geriet in der Geschichtsschreibung immer mehr in den Hintergrund. Vielleicht auch, weil Gschwend wissenschaftlicher Leiter des Freilichtmuseums wurde und die meisten Bücher über den Ballenberg gleich selber schrieb.

Auf der Website des Museums gibt es eine Liste von Dingen, die der Ballenberg nicht sucht: Waschschüs-

seln. Berner Bettwäsche. Rote Bettwäsche. Dreschmaschinen. Alles, was jünger ist als 1850. Taufkleider. Brückenwaagen. Samuel Studer, der Leiter Sammlung und Ausstellung, steht in einem Depot und schaut etwas besorgt auf seine Schätze. Nicht alles ist optimal gelagert. Die aufeinandergestapelten Teller: «Weil der Boden hier schwingt, reibt die Keramik trotz der Papierlage dazwischen aneinander, das ist natürlich bedenklich.» Die Bilder, aufgereiht in Regalen: «Würde ich lieber nicht aneinander lehnen, sondern einzeln hängen.» Die Puppen im Gestell: «Lägen im Landesmuseum in einzelnen Kisten aus säurefreiem Karton.»

Der Ballenberg bräuchte ein zentrales Depot, in dem die Objekte bei idealem Klima gelagert sind; allein, es fehlt das Geld. Im Moment ist die Sammlung auf sieben Standorte verteilt, und nicht überall ist alles vor Feuchtigkeit, Schimmel und Schädlingen geschützt. Aber Studer und sein kleines Team geben ihr Bestes im Kampf gegen den Verfall. Immerhin ist die Sammlung inventarisiert. Der 35jährige Historiker ist Herr über 46 658 Objekte. Wenn man wollte, würden es Tag für Tag mehr; etwa 30 Leute bieten dem Ballenberg jeden Monat etwas an, «das kann von einem Buch bis zu einer mobilen mechanischen Sägeanlage reichen». Aber mehr kostet eben mehr.

Um die Flut einzudämmen, müssen die Besitzer erst Fotos des Gegenstands hochladen und seine Geschichte in ein Formular notieren. Einmal im Monat hält das Team eine Sitzung ab, um die Angebote zu sichten; nur bei jedem zehnten sagen sie zu. Die Objekte werden dann in die Kategorien A, B und C eingeteilt. A-Objekte sind Dinge, die einen direkten Bezug zu einem Haus auf dem Gelände haben. B-Objekte sind nicht an ein einzelnes Haus gebunden, aber ihre Geschichte ist bekannt. C-Objekte gehen in die Gebrauchsammlung von Dingen, die immer wieder ersetzt werden müssen, weil die Besucher sie anfassen oder an den Mitmachstationen benutzen dürfen.

Natürlich sind manche Leute enttäuscht, wenn der Ballenberg ihr Erinnerungsstück nicht will, nicht einmal geschenkt. Doch was Studer annimmt, wird er kaum mehr los. Denn bei der Deakzession, dem Entsammeln, gilt die 3er-Regel: Nur wenn drei Fachleute drei Gründe nennen können, weshalb man einen Gegenstand nicht behält, gibt man ihn nach drei Monaten weg.

Die Webseite listet auch Sachen, die man gerne nimmt: blaue, handgewobene Bettwäsche. Objekte aus den Kantonen Graubünden, Wallis und Tessin. Alltagskleider von Kindern. Milchchacheli. Melkstühle. Rasierpinsel. Scheinbar wertlose Dinge seien oft museal wertvoll, sagt Studer. «Alltagsgegenstände haben seltener überdauert, weil sie weggeworfen wurden.» Die geflickten Hosen eines Knechts zu bekommen, ist schwieriger als die hundertste Sonntagstracht. «Aber genau diese Hose vermittelt ein authentisches Bild vom Leben auf dem Land.»



Peter Flück sitzt im Sitzungszimmer des Verwaltungsgebäudes und rechnet Gäste in Geld um: Zehntausend Besucher sind gleich zweihunderttausend Franken, so der Stiftungsratspräsident. Der Ballenberg finanziert sich grösstenteils selbst, und die Eintritte machen die Hälfte des Betriebsbudgets von 7,3 Millionen Franken aus. Zu wenig Menschen finden momentan den Weg ins Haslital. Wurden vor zehn Jahren noch über 300 000 Eintritte verkauft, ist man inzwischen froh, wenn es mehr als 200 000 sind. Noch sind die Zahlen für die Saison 2019 nicht bekannt, aber gut schaut es nicht aus. Schon im Frühling fehlten 20 000 Besucher; man startete ein Notsparprogramm. Ein paar verregnete Sommerhalbjahre reichen, um einen Betrieb wie den Ballenberg in Schieflage zu bringen. Es fehlt an allen Ecken und Wänden, vor allem an Rückstellungen für den Unterhalt.

Eine kurze Zeit schien es, als winke das grosse Geld. Als die Historikerin Kathrin Rieder 2012 die Leitung übernahm, widmete sie sich neben der Strategie auch den Kosten. Man führte Workshops durch, fragte in allen Abteilungen nach, woran es fehle. An 90 Millionen Franken, war die Antwort, verteilt auf die nächsten zehn Jahre. Damit könne man den Basisbetrieb aufrechterhalten, die historischen Gebäude und die Infrastruktur unterhalten, das Museum nach modernen museologischen Standards ausrichten. Im Juni 2014 unterstützte der Ständerat eine Motion des BDP-Ständerats und Ballenberg-Stiftungsrats Werner Luginbühl, in der nächsten Kulturnote «substantielle Beiträge an das Freilichtmuseum vorzusehen». Im Juli 2014 war Rieder ihren Job los. In der Presse wurde über die Gründe wild spekuliert: Tobte auf dem Ballenberg ein Kampf um die Deutung von Heimat? Ging es um lokale Pfründe? Hatten konservative ländliche Kräfte die linke Historikerin aus Bern weggeputscht? Steckte am Ende gar die SVP hinter dem Coup?

Bis heute gilt eine Stillschweigevereinbarung. Aus fünf Jahren Distanz aber sieht der Eklat weniger nach Verschwörung aus. Rieder schritt sehr zügig in die Zukunft und düpierte so wohl einige Leute vor Ort. Ihre Vorgänger etwa, die überzeugt waren, sie hätten der neuen Leitung ein gesundes Museum übergeben. Mit den 90 Millionen male man dunkle Wolken über dem Ballenberg, um an mehr Geld zu kommen, fanden sie. Der Nationalrat hatte nach all den Wirren keine Lust, dem Freilichtmuseum mehr Geld zuzusprechen.

Als Peter Flück 2015 Stiftungsratspräsident wurde, hiess es, jetzt komme wieder der Berner Oberländer Klüngel zum Zug. Der ehemalige Brienzer Gemeinde-ratspräsident und Berner Grossrat ist hier aufgewachsen; als junger Mann hat er Wasserleitungen im Ballenberg verlegt. Dabei sei eine ganze Reihe nationaler Politiker vor ihm für das Amt angefragt worden, sagt er, alle hätten abgewinkt. «Und am Schluss macht es halt der Flück, einfach weil ihm die Gegend und der Ballenberg am Herzen liegt.»

Dass der Ballenberg mehr Geld braucht, ist unbestritten. Flück wird durch die Kantone tingeln und sie bitten, den Unterhalt für die eigenen Häuser zu übernehmen. Im Kanton Aargau war er schon. Dort habe man ihm gesagt, es sei einfacher, Geld für ein einmaliges Projekt aufzutreiben als einen jährlichen Betrag. Flück überlegt deshalb, die Renovation eines Hauses vor auszuplanen und einen Event daraus zu machen: Mit Anlässen für Schulklassen, die Bevölkerung und Handwerkern aus dem Herkunftskanton.

Man muss viele Klinken putzen, bis der Bund oder die Kantone ihre Beiträge erhöhen. Mehr Besucher hingegen spülen sofort mehr Geld in die Kasse. Flück und sein neuer Geschäftsführer Martin Michel sind sich in vielem einig: Der Ballenberg sei eine Forschungsplattform und ein Erinnerungsort, aber an der Aufgabe, neue Gäste anzuziehen, führe kein Weg vorbei. Käme eine Viertelmillion, wäre alles gut. Momentan stammen vier von fünf Besuchern aus der Schweiz, dabei wimmelt es im nahen Interlaken von Touristen. Aber denen dauert ein Besuch zu lang, schliesslich wollen sie am gleichen Tag die Grimselwelt und das Brienzer Rothorn sehen. Man müsse Kurzprogramme entwickeln, sagt Michel, der zuvor 17 Jahre bei der Messe BernExpo tätig war: Schneller Einlass, direkt zu den Highlights, vielleicht noch ein Tasting; nach ein, zwei Stunden sind alle begeistert und schon wieder draussen.

Zwei weitere Zielgruppen, die man in einer gemeinsamen Lösung zusammenfassen könnte: Die älteren Schweizer und die gehfaulen Touristen aus dem arabischen und asiatischen Raum. Beiden ist das Gelände zu weitläufig, sind die Wege zu lang und zu steil. Könnte man solchen Gästen nicht Elektromobile zur Verfügung stellen? Oder einen Elektrobus? Das überlegt man sich auf dem Ballenberg. Persönlich favorisiere er die Idee einer neuen Achse durchs Gelände, sagt Michel: Eine Versorgungsstrasse mit einem Hop-On-Hop-off-Shuttle, mit dem man von einem Landesteil zum anderen fahren kann. Weniger gut gefalle ihm die Vorstellung, dass bald jeder Gast mit einem eingenen Golfwägelchen oder Segway durch den Ballenberg gondle.

Michel hofft ausserdem, man könne neue Partner aufs Gelände bringen, die die historischen Gebäude bespielen. Das gibt es seit langem: Die Coiffeure betreiben ein Coiffeurmuseum, der Drogistenverband eine historische Drogerie. Michel weiss, dass der Ausbau solcher Fremdausstellungen bei der Abteilung Wissenschaft auf wenig Begeisterung stösst. Aber es sei wie bei einer Zeitung, wo gut recherchierte Artikel neben kommerziellen Inseraten stünden, sagt er. Er könne sich vorstellen, dass es auch im Ballenberg Platz habe für etwas Kommerz. «Kuratierten Kommerz», ergänzt Michel. «Und Kommerz in Klammern.» Dann fügt er noch an, man müsse das Wort Kommerz vielleicht ehrlicher durch «Eigenfinanzierung» ersetzen.



Für den Winter  
werden die  
Fensterläden  
eingehängt.



In der Alpkäserei (Kandersteg BE, 1780) wird über Holz gekocht (oben). Hermes Thöni, Mitarbeiter der Landwirtschaft, mit einem «Schweizer Schecken» (Mitte). Die Interessengemeinschaft für das Maultier (IGM) ist zu Besuch im Ballenberg (unten).





Die ganze Schweiz auf 66 Hektaren: Übersichtstafel auf dem Ballenberg.

Ruth Läng ist eigentlich selbst ein Exponat: 75 Jahre alt und eine der letzten Flachsspinnerinnen der Schweiz. Sie sitzt im Uesslinger Riegelhaus (Thurgau, 1569) und zählt auf, was ein Meitschi bei der Heirat einst besitzen musste: 24 Oberleintücher, 24 Unterleintücher, 24 Deckbettanzüge, dazu Kissenbezüge, Tischtücher, 24 feine, 24 grobe und 36 sehr grobe Handtücher – sogenannte Chuderhandtücher, die den Dreck besonders gut von den Händen der Knechte schmirgelten. Pro Aussteuer benötigte eine Bauernfamilie eine Hektare Flachs. Im Frühling legte man exakt 30 Leinsamen ins Loch und bedeckte sie mit so wenig Erde, «dass der Samen die Kirchenglocken läuten hört». Später wurden die Pflanzen mit einem komplizierten Schnursystem hochgebunden; im Juli blühten sie dann so leuchtend, dass wir den Leinfeldern möglicherweise den Ausdruck «ins Blaue fahren» verdanken.

Ruth Läng erzählt gegen das Vergessen an. Immer wieder erinnere sich jemand, wie die Mutter oder Grossmutter noch Lein angebaut oder Flachs gesponnen habe. Aber die Altersgrenze steige stetig an, «und Leute unter fünfzig haben heute keinen Schimmer mehr.» Das ist eine der grossen Veränderungen im Ballenberg. Früher fühlten sich die Besucher im Ballenberg heimisch, weil sie vieles aus eigener Erfahrung kannten. Heute wissen höchstens die Grosseltern, warum man diesen Garten so angelegt oder wofür man

jenes Werkzeug benutzt hat. Die Generation, für die die Exponate nicht Exponate, sondern Teil ihres Lebens sind, stirbt nach und nach weg. Und auch Handwerkerinnen und Handwerker wie Ruth Läng gibt es im Ballenberg weniger: Menschen, für die es normal und nicht nostalgisch war, das Flachsspinnen, das Korbflechten oder das Klöppeln zu erlernen.

Heimat ist eben nicht nur ein Ort, sondern auch eine Zeit. Das soll bald auch stärker in den Häusern abzulesen sein. Lange gab man sich viel Mühe, Objekte für die Einrichtung zu finden, die aus der gleichen Gegend wie das Gebäude stammten. Bei der Frage, aus welchem Jahrhundert, war man hingegen grosszügig. So entstand ein diffuses «Früher». Wird ein Haus neu eingerichtet, soll nun gezeigt werden, in welcher Zeit man sich befindet und wer damals in dieser Stube lebte. Dabei müsse nicht alles authentisch sein, sagt Beatrice Tobler, «aber alles muss plausibel sein.» Die Kulturwissenschaftlerin und wissenschaftliche Leiterin des Freilichtmuseums ist betont städtisch angezogen, sie kämpft auch modisch gegen das Klischee vom Ballenbergidyll. Tobler legt Wert auf die Unterschiede zwischen «echt», «authentisch» und «plausibel». Echt sind die Häuser, die in ihrer Originalsubstanz dastünden. Plausibel bedeutet, dass etwas vielleicht nicht genauso war, aber so hätte sein können; Plausibilität basiert auf wissenschaftlicher Recherche.

Zukünftig will man nicht nur plausible, sondern authentische Geschichten erzählen. Gemeinsam mit Familienforschern hat der Ballenberg in einem Pilotprojekt erste Hausbiografien erstellt. Vom Haus aus Wila etwa, erbaut um 1680. Wer hat es erstellt, und weshalb? Welcher Sohn hat es übernommen, welche Enkelin angebaut? Wann wurde es verkauft, an wen und warum? Wer solche Fragen beantwortet, kann Schweizer Geschichte anhand eines einzigen Ortes erzählen.

Nächstes Jahr startet ein Forschungsprojekt mit der Uni Basel und der Hochschule Luzern. Vier Doktorierende sollen vier Jahre lang die Wechselwirkungen zwischen Bewohnern und Gebäuden erforschen. Um möglichst viele Details zu erfahren, helfen nicht nur Genealogen, es wird auch einen Aufruf an die Bevölkerung geben, ihre Erinnerungen an Häuser oder Familien zu teilen: «Citizen Science» im Ballenberg. Später werden die Einrichtungen aufgrund der Erkenntnisse neu gestaltet. «Hier gibt es die Architektur, die historisch angelegten Gärten, traditionelle Landwirtschaft, einheimische Nutztiere», sagt Beatrice Tober. Das Wichtigste aber habe bisher gefehlt: Die Geschichten der Menschen, die in diesen Häusern gelebt hätten.

Am ersten Montag im November beginnt im Ballenberg der Winter. Nun sitzt niemand im Glashäuschen am Eingang West, um 28 Franken pro Person oder 63 Franken für die Familie zu kassieren, nun serviert keiner im Gasthaus Degen (Hünenberg ZH, 1891) Kalbskopf an Vinaigrette. Für die nächsten sechs Monate ist der Ballenberg zu – aber nicht geschlossen. Die Tore stehen immer offen, und am ersten Tag der Winterpause holpern mehr Fahrzeuge über die Wege als an jedem anderen Tag im Jahr. Nicht nur die Elektrotöffs und Subarus des Betriebs, sondern auch Kombis, Jeeps mit Anhängern und Viehtransporter mit Schildern aus der halben Schweiz. Sie sind gekommen, um die lebendigen Exponate des Museums abzuzügeln. Hermes Thöni, ein Mittfünfziger mit der Ruhe eines Kaltblutpferdes, fährt von der Westschweiz übers Zentrale Mittelland in Richtung Jura. Der Mitarbeiter der Abteilung Landwirtschaft will dort ein paar Kühe putzen; das Vieh geht sauber an die Besitzer zurück. Zuerst holt ein Walliser Bauernpaar seine Evolèner ab, die um das Bauernhaus Therwil (Baselland, 1675) gesömmert haben. Danach wird Thöni einer Ostschweizer Pferdebesitzerin helfen, ihre Freibergerstute samt Fohlen vor dem Gehöft Lancy (Genf, 1762) zu verladen, dann verstaut er hinter dem Haus Ostermundigen (Bern, 1771) zwei Riesenkaninchen der Rasse «Schweizer Schecken» im Kofferraum eines Berner Kleintierzüchters.

«Guten Morgen», begrüsst Thöni die Truthähne, «Sali zäme», sagt er zu den Schweinen beim Haus Madiswil (BE, 1709). Der Landwirt und Zimmereivorarbeiter spricht mit jedem Tier. Je handzahmer sie seien, desto einfacher sei der Umgang mit ihnen. Thöni kam vor gut 25 Jahren auf den Ballenberg, im Zuge der

«Verlebensstrategie». Gegen die 250 Nutztiere, die das Museum bevölkern sollten, regte sich anfangs Widerstand. Man befürchtete, die historischen Häuser nähmen Schaden, das Gelände würde zum Zoo und die Wissenschaftlichkeit untergraben. Heute kann sich niemand einen Ballenberg vorstellen, der unbelebt ist.

Für die Tiere ist es eine Heimat auf Zeit. Das Grossvieh leihen die Besitzer dem Museum über den Sommer aus. Früher gab es dafür Geld. Heute machen es manche aus Idealismus, andere, um Futterkosten zu sparen, und einige, weil sie für ihre Kühe Sömmerungsbeiträge des Bundes bekommen; der Ballenberg ist auch ein anerkannter Alpbetrieb. Die Hühner, Kaninchen und Zwergziegen hingegen sind für das Freilichtmuseum ein Geschäft. Der Verband «Kleintiere Schweiz» liefert sie im Frühling gratis an, vor der Winterpause werden sie zugunsten des Museums an neue Besitzer verkauft – eine Form des Sponsoring.

Während Thöni den Tieren vor den Transportern Tschau sagt, zieht Linda Imhof im Haus Adalboden (Bern, 1698) Leintücher und Kissenbezüge ab. Imhof, die Kuratorin für Textiles, kontrolliert kurz, ob die Mäuse eine Stickerei angefressen haben oder ein Marder sich in einem Bett erleichtert hat. Dann etikettiert sie alles, damit sie nächsten Frühling weiss, was in welches Haus und welches Zimmer gehört. In den nächsten Monaten wird sie jedes einzelne Stück in die Hand nehmen und überlegen, was sie waschen oder absaugen oder flicken oder restaurieren will – auch Exponatpflege ist hier eine Frage der Ressourcen.

Sobald die Textilien abtransportiert sind, kommt Brigitte Müller, die Kuratorin für Hauseinrichtung, mit ihren Helferinnen. Sie verräumen das Geschirr, breiten Tücher über die Möbel, ganz zum Schluss hängen sie die Fensterläden ein. Zwei Wochen wird es dauern, bis alle 109 Gebäude eingewintert sind; dann erst wird es stiller auf dem Ballenberg.

Nur im Kurszentrum beim Eingang West ist immer etwas los. Hier, wo man das ganze Jahr über ausstrebende Techniken wie Polstern, Filochieren oder Tabakpfeifenbau unterrichtet, hat auch Sigi Wenger ein neues Handwerk gelernt. An einem Sonntagmorgen zerreisst der Möbelschreiner Schachteln voller Liebesbriefe. Eigentlich hatten seine verstorbenen Schwiegereltern verfügt, ihre Briefe aus den 1950ern seien zu verbrennen. Das brachte Wenger nicht übers Herz. Fünf Jahre hat es gedauert, bis er sich für den Kurs in Papierschöpfen eingeschrieben hat. Nun taucht er den Holzrahmen in einen Faserbrei, der hellblau ist, weil die Verliebten sich stets mit Tinte schrieben. Da und dort ist ein Wort oder ein Satz fetzen zu entziffern. Wenger weiss noch nicht, was er aus dem Papier machen wird, vielleicht Bilder, die er den vier Kindern der Verstorbenen schenkt; ein gerahmtes Stück Vergangenheit.

*Barbara Klingbacher ist NZZ-Folio-Redaktorin*